

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 33 (1951)
Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

B e r n

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Aannahme: August Fitz, Verlag, Bahnhofstrasse 89, Zürich 1, Telefon 27 29 75, Postcheck-Konto VIII 12 433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Telefon 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Inseratspreis: Die einseitige Millimeterbreite oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschritten der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50, Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzelnummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Der Weg zum Frauenstimmrecht

Es ist gut, dass im Artikel «Was hast Du, Mutter, während des Kampfes um das Frauenstimmrecht getan?» (Frauenblatt vom 3. August 1951) die Frage aufgeworfen worden ist, was nach einem negativen Abstimmungsergebnis über das Frauenstimmrecht im Bund zu unternehmen sein werde. Dass wir uns hierüber heute schon Klarheit verschaffen, ist dringend nötig. Denn wenn wir das nicht tun, so riskieren wir einen «Rückschlag» auf lange Zeit, wie ihn die Gegner des Frauenstimmrechts erhoffen, die heute für eine eidgenössische Abstimmung eintreten. Sie sagen sich nämlich: nach einer solchen Abstimmung werden die Befürworterinnen des Frauenstimmrechts und ihre Freunde so enttäuscht und entmutigt sein, dass sie uns mit ihrer Forderung lange Zeit Ruhe lassen werden.

Wir haben es in der Hand, diese Hoffnung der Gegner nicht in Erfüllung gehen zu lassen. Voraussetzung dazu ist aber, dass wir uns über zweierlei klar werden:

1. Nach der staatsrechtlichen Struktur unseres Landes, die auch wir Befürworterinnen des Frauenstimmrechts aufrechterhalten wollen, kann das Frauenstimmrecht nur durch eine Männerabstimmung eingeführt werden. Davo müssen wir in allen unseren Plänen unbedingt ausgehen, so widersinnig es an sich erscheinen mag, dass nur die eine Hälfte der Erwachsenen über die Rechte der anderen Hälfte zu entscheiden hat.

Eine sogenannte Probeabstimmung unter den Frauen, die für die Aufklärung der Frauen grossen Wert haben kann, wird die Frage rechtlich in keiner Weise lösen. Sie mag ausfallen wie sie will, so wird rechtlich nur der Entscheid der Männer zählen. Ob und wie sie sich durch die Meinungsäusserung der Frauen beeinflussen lassen, ist höchst ungewiss. Aus diesem Grunde erscheint eine Probeabstimmung unter den Frauen problematischer Natur.

Wir müssen auch endgültig darauf verzichten, zu erwarten, dass uns das Frauenstimmrecht in der Schweiz auf internationalen Wege verliehen werde. Es ist schon keineswegs zu erwarten, dass die Schweiz ihre Neutralität in absehbarer Zeit aufgeben und sich einer politischen Organisation von Staaten anschliessen wird. Sogar wenn sie dies wider Erwarten tun würde, bliebe für uns die Situation intern voraussichtlich unverändert. Die Einführung des Frauenstimmrechts in internen Angelegenheiten müsste nach wie vor durch Entscheid der Männer verwirklicht werden. Denn alle internationalen Verpflichtungen, die die Schweiz übernimmt, müssen zu ihrer Wirksamkeit im Innern durch entsprechende Verfassungs- oder Gesetzesänderungen verankert werden. Würde sich also die Schweiz einer internationalen Charta unterwerfen, welche die Gleichberechtigung von Mann und Frau vorsieht (wie die der UNO), so würde das die Bundesbehörden lediglich verpflichten, dem Männervolke eine Vorlage auf Einführung des Frauenstimmrechts zu unterbreiten. Würde sie verworfen — und das wäre möglich —, so hätte die Schweiz ihre internationale Verpflichtung nicht erfüllt, wobei aber nicht zu erwarten wäre, dass deshalb von der internationalen Organisation aus zwangsweise in unsere internen Verhältnisse eingegriffen würde. Der UNO gehören beispielsweise

auch ein paar Staaten an, die das Frauenstimmrecht heute noch nicht haben, trotzdem die UNO-Charta den Grundsatz der Gleichbehandlung von Mann und Frau enthält. Solchen internationalen Grundsätzen kommt vornehmlich die Bedeutung von Zielsetzungen zu, die als allgemein erstrebenswert betrachtet werden. Auch ein allfälliger internationaler Anschluss der Schweiz würde uns deshalb nicht vom Kampf für das Frauenstimmrecht befreien.

2. Die Einführung des Frauenstimmrechts durch eine Männerabstimmung ist durchaus möglich. Wir dürfen nur nicht der Illusion verfallen, dass sie auf den ersten Anstoss positiv ausfallen wird. Ein Blick auf die Entwicklung unserer Gesetzgebung zeigt uns, dass neue Forderungen sehr oft in der ersten Abstimmung verworfen werden, weil sie der grossen Masse der Stimmberechtigten noch zu fremd waren. Ein sehr typisches Beispiel dürfte für uns der Kampf um die Einführung des proportionalen Wahlsystems sein (Vertretung der politischen Parteien in den Parlamenten nach Massgabe ihrer Stärke). Schon 1872 wurde bei der Revision der Bundesverfassung ein dahingehender Vorschlag gemacht, aber von der vorbereitenden Kommission abgelehnt. Rund 20 Jahre später wurde von den Befürwortern im Bund eine Initiative auf Einführung des Proporzesses eingereicht, die in der Abstimmung von 1895 mit 244 000 gegen 169 000 Stimmen verworfen wurde. Auf eine zweite Initiative hin wurde der Proporz in der eidgenössischen Abstimmung von 1909 mit bloss 265 000 gegen 240 000 Stimmen nochmals verworfen. Die Befürworter lancierten schon kurz vor dem Ersten Weltkrieg eine dritte Initiative, über die wegen des Krieges erst 1918 abgestimmt wurde. Sie führte mit 299 000 Ja gegen 149 000 Nein zum Siege.

Das ist der Weg, auf dem wir auch für das Frauenstimmrecht zum Siege kommen werden. Zu Unrecht haben wir bisher oftmals geögert, eine Abstimmung herbeizuföhren, weil ein negativer Ausgang zu erwarten war. Wir haben zuerst hinreichend aufklären wollen, und sind damit nur «an Ort» getreten. Solange nämlich die Frage des Frauenstimmrechts nicht zwingend, das heisst durch eine bevorstehende Abstimmung gestellt wird, ist es ganz unmöglich, in weiten Kreisen Aufklärungsarbeit zu leisten. Wir erreichen stets nur die uns schon Angeschlossenen oder Befreundeten, nicht viel mehr. Auf diese Weise können wir noch durch Generationen aufklären. Eine bevorstehende Abstimmung hingegen zwingt die Bürger, auch die sonst gleichgültigen, zu der Frage Stellung zu nehmen, sich darüber orientieren zu lassen. Im Kanton Waadt sind beispielsweise vor der Abstimmung vom letzten Winter in jeder dritten Gemeinde (von 388 Gemeinden) Vorträge über das Frauenstimmrecht gehalten worden. So weite Kreise werden wir ohne Abstimmung niemals erreichen, und doch ist das gerade unerlässliche Voraussetzung, wenn jemals mehr als die Hälfte der Stimmdenden zur Bejahung gebracht werden soll. Abstimmungen sind daher unumgänglich, wenn wir überhaupt zum Ziel kommen wollen. Trotz der vorerst negativen Ergebnisse wird die Forderung dadurch in weite Kreise getragen, sie verliert nach und nach das Unbekannte und wird schliesslich selbstverständlich. Die Zahlen von den Abstimmungen über den

Proporz (vergleiche oben) zeigen deutlich, wie sich das Verhältnis der Ja- und Nein-Stimmen von einer Abstimmung zur anderen verschoben hat.

Die Abstimmungen über den Proporz und die bisherigen Abstimmungen über das Frauenstimmrecht in den Kantonen lehren uns, dass von einer Abstimmung bis zur nächsten keine lange Zeit verstreichen darf. Wird lange Jahre zugewartet, dann geht die Wirkung der für die frühere Abstimmung geleisteten Aufklärung unterdessen verloren, und es muss von vorne angefangen werden. Im allgemeinen hat sich das Überwiegen der Nein-Stimmen gegenüber den Ja-Stimmen vornehmlich in den Kantonen merklich verringert, in denen schon nach kurzer Zeit wieder eine Abstimmung stattfand. Leider wurde der Kampf aber nirgends bis zum Siege fortgeführt, sondern wegen der vorläufigen Misserfolge halbwegs aufgegeben.

Dieser einzig erfolgsversprechende Weg zum Frauenstimmrecht verlangt von uns, dass wir selber die Führung an die Hand nehmen, und uns nicht länger darauf verlassen, dass uns wohlgesinnte Parlamentarier «bei Gelegenheit» einen sogenannten Vorstoss unternehmen. Allerdings können wir Untertanen nicht selbst Motionen in den Parlamenten einbringen oder sogar Vorlagen unterbreiten. Uns steht aber doch ein ausgezeichnetes Mittel zur Verfügung, das wir bisher völlig vernachlässigt haben, die Initiative. Wohl können wir selbst die Initiative nicht unterschreiben.

Es wird jedoch ein leichtes sein, die im Bund und wohl auch in den meisten Kantonen nötigen Männerunterschriften zu einer Initiative für das Frauenstimmrecht zu sammeln, und diese Sammlung können wir Frauen durchführen. Die Sammlung ist ein schönes Stück Arbeit und Anstrengung für unsere relativ schwachen Organisationen, aber sie ist ein ausgezeichnetes politisches Schulungsmittel. Zugleich bringt die Initiative die Diskussion in Fluss, sie bereitet eine Bewegung von unten her vor und arbeitet der Abstimmung vor. Sie zwingt zugleich Regierung und Parlament, zu der Frage Stellung zu nehmen und sie einer Abstimmung zu unterbreiten, statt dass unsere Forderung immer wieder auf die lange Bank geschoben wird, weil die männlichen Behörden angeblich Wichtigeres zu tun haben. Mit dem Mittel der Initiative werden auch wir bewirken können, dass sich die Abstimmungen ohne zu lange Unterbrüche folgen.

Zu lange haben wir geglaubt, politische Rechte durch unpolitische Mittel erkämpfen zu können. Der bisherige Misserfolg sollte uns nun die Augen geöffnet haben.

Der vorgezeichnete Weg ist kein bequemer Spaziergang. Wenn es uns aber ernst ist mit unserer Forderung und wenn wir sie als Ausfluss der Persönlichkeit und der Würde der Frau betrachten, dann sind wir bereit, dafür etwas einzusetzen, und wir machen uns tapfer und entschlossen auf den Weg. Und wir werden es schaffen. bo.

Tag der Frauenwerke

Der erstmals im Jahre 1949 durchgeführte «Tag der Frauenwerke» soll im September 1951 zum zweiten Mal durchgeführt werden. Um seinen Namen zu schützen und um genau umschriebene Richtlinien zu haben, gab sich der «Tag der Frauenwerke» Statuten. Die Durchführung des «Tag» geschieht durch die kantonalen Frauenzentralen. In diesem Jahre sind es zehn Kantone, welche sich an der Aktion beteiligen.

Der Reingewinn fliesst statutenmässig einem bestehenden oder neu zu gründenden Frauenwerk zu. Im Jahre 1949 beteiligten sich alle Kantone an der Aktion. Es galt damals, dem hauswirtschaftlichen Berufsstandeswesen einen neuen Auftrieb zu verschaffen und Mittel flüssig zu machen für die Organisation und Durchführung der verschiedenen Werke.

Im Jahre 1951 wählten die in diesem Jahre beteiligten Frauenzentralen und kantonalen Zusammenschlüsse Werke, die ihren besonderen Bedürfnissen entsprechen.

Die Kantone Bern, Graubünden, Solothurn und Neuchâtel gedenken, mit ihrem Reingewinn die Hauspflege (Heimpflege) zu fördern oder zu schaffen. Die Kantone Uri und Schwyz empfinden die Einführung der Familienfürsorge als die für sie dringendste Aufgabe. St. Gallen will eine Familienfürsorge für erholungsbedürftige Mütter schaffen. Baselland gedenkt der vielen Mütter, deren finanzielle Lage es ihnen nicht gestattet, sich ihre Zähne korrigieren zu lassen, geschweige sich neue zu verschaffen, und der dringend notwendigen Säuglingsfürsorge. Nidwalden möchte nochmals Mittel beschaffen für die Ausbildung junger Mädchen für den Hausdienst.

Wenn wir die Zweckbestimmungen näher betrachten, fällt uns auf, wie die Betreuung der Familie immer wieder im Mittelpunkt der Fürsorgetätigkeit der Frauen steht. Die Heranbildung geeigneter Hauspflegerinnen entspricht einem immer dringenderen Bedürfnis. Der Mangel an Hausangestellten, die teure Lebenshaltung, welche es vielen Familien verunmöglicht, eine Hausangestellte zu halten, auch wenn sie zu finden wäre, die modernen Wohnverhältnisse usw. rufen nach einer temporären, gut vorbereiteten Hilfe. Solche müssen jedoch ausgebildet werden, die Frauenvereine müssen sich der Einführung der Hauspflege annehmen und auf dem bei uns immer wieder bewährten Weg der Selbsthilfe mutig und tatkräftig an die Lösung der Aufgabe herantreten.

Dann stellen wir fest, dass trotz der Mütterhilfe-Aktion, wie wir sie am 1. August wiederum so einmütig erleben durften, in Frauenkreisen das Bedürfnis besteht, über diese eine Hilfe hinaus noch weitere Mittel flüssig zu machen. Der Kanton St. Gallen mit seiner grossen Industrie, in der viele Frauen beschäftigt sind und sicher in sehr vielen Familien eine Doppeltlast tragen — Erwerb und Haushalt —, will eine Ferienfürsorge für erholungsbedürftige Mütter schaffen. Die Frauenzentrale hat mit sehr viel Mut und Selbstvertrauen eine grosse Zahl Anzeihen bestellt, um dem Werk auch einen finanziellen Toden schaffen zu können. Den Kantonen der Innerschweiz liegt die Schaffung der Familienfürsorge, die Mütterberatung und die Säuglingsfürsorge in erster Linie am Herzen. Ebenso Baselland.

Es war lange eine unstrittene Frage, ob der «Tag der Frauenwerke» bei jeder Durchführung einem einheitlichen Zweck dienen sollte, oder ob den Be-

Der Herrgott fährt zweiter Klasse nach Wien

Tibor ist einer der letzten volksdeutschen Flüchtlinge, der nun über die Grenze muss. Er steht vor seinem Pfarrer: «Auf Wiedersehen, Herr Pfarrer, und kommen Sie bald nach!» Die Stimme erstickt. Und zwischen beiden steht die grosse Herrgottstatue aus der Heimatkirche, gut verpackt.

«Ja, Tibor, sobald wie möglich und grüsse alle von mir und nimm ihnen den Herrgott der Heimat mit, sie warten auf ihn. Es wird schwer sein, aber nimm ihn mit, alle warten auf ihn!»

Dann schultert Tibor die fast lebensgrosse Statue und flüchtet. Der Weg zur Grenze ist mühselig und schon nach zwei Stunden steht Tibor einen Leiterwagen für seinen Herrgott. Jetzt geht es besser. Bald ist die Grenze erreicht und wahrhaftig, dort steht auch ein Zug. Tibor rennt das letzte Stück. Aber der Zug ist zum Brechen voll von Flüchtlingen. Allein, ja da könnte er vielleicht noch mit, aber mit dem Herrgott ist es unmöglich hineinzukommen. Er versucht es bei jeder Waggonüre. Unmöglich! Und er sieht den Zug wegfahren. Bitternis steigt in ihm auf. «Ja, ohne Herrgott wäre es leichter.» Aber er wartet; versteckt sich bis zum nächsten Flüchtlingzug. Nichts, er kann nicht mit, der Zug kommt schon überall an und er kann mit seiner heiligen Last nicht hinein. Nun macht er sich zu Fuss auf und geht weiter. Den Leiterwagen muss er zurücklassen, denn er schleicht heimliche Wege, wo ein Leiterwagen hinderlich wäre. Aber er erreicht ein Dorf und in einem winzigen Hospitälchen bettelt er um Unter-

kunft. Er ist schon so müde und der Herrgott so schwer. Die Statue stellt er den armen Klosterfrauen in das Kapellchen.

Die Oberin meint: «Ja, schlafen können Sie schon, aber im Keller. Ein Luftschutrum ist noch da. Er ist gut hergerichtet, es ist unser Medikamentendepot und ein gutes Bett ist auch dort, geheizt ist es auch.»

Tibor fragt nichts und sagt nichts, nur einmal wieder richtig schlafen und nichts denken müssen. Der Raum ist wundervoll. Die Wände weiss gestrichen, Medikamentenkästchen in die Wände eingebaut und warm ist es auch. Ein Bett und daneben elektrisches Licht. Doch kann er nicht mehr viel denken, nur ruhen. Ein Gedanke blitzt ihm durch den Kopf: «Den Herrgott lass ich da, den nimm ich mit. Ohne Herrgott gehts leichter. Warum ist er auch so schwer.»

Und noch im Halbschlummer sagt er laut: «Wirst verkehrt werden hier und ich komm dann leichter weiter, viel leichter — ohne dich, Herrgott!»

Wie lange mochte er wohl geschlafen haben? Er schrickt auf. Irgendwo hat es gekläutert. Tibor richtet sich im Bett auf — es stehen ihm die Haare zu Berg. Ein Totenschädel grinst ihn höhnisch an, mit phosphorzierendem Licht glimmert er zum Bett hin. Tibor fährt es kalt über den Rücken, und er wendet sich schwer atmend auf die andere Seite. Aber der Totenschädel grinst auch da her. Und nun merkt er, dass von allen Seiten Totenschädel auf ihn starren.

«Ich bin doch vor dem Tod geflüchtet und nun will er mich holen, nein, bei Gott, ich bin noch zu

jung, ich will nicht sterben. Bin ich in eine Falle geraten?» Kälter Schweiß steht auf seiner Stirn. Aber die Totenschädel weichen nicht. Überall an den Wänden leuchten helle Flecken auf. Wie Sterne, flimmernd und doch kein Licht gebend. Die Totenschädel aber grinsen von allen Seiten. Tibor betet. Er wagt nicht, sich zu rühren. Und da fällt ihm der Herrgott in der kleinen Kapelle ein: «Verlass mich nicht, ich verlass dich ja auch nicht! Ich will noch nicht erstarren, ich will noch leben, ich will zu den andern Volksdeutschen. Du hast uns die Heimat genommen, nun nimm mich nicht so weg. So allein, Herrgott, ich nehme dich mit, nimm du die Totenschädel zu dir.» Die Totenschädel weichen nicht von der Stelle, sie grinsen ihn an. «Herrgott, ich trage dich bis Wien, ich verlasse dich nicht!»

Und mit einer hastigen Gebärde erreicht er endlich den elektrischen Schalter neben dem Bett. Er ist schweissgebadet. Das Licht flammt auf und — die Totenschädel sind weg.

Verstört und blass stürzt er zur Nachtschwester und bettelt sie, «lass mich weitergehen, dort unten wohnt die Hölle», und zitternd erzählt er von den grinsenden Totenschädeln an allen Wänden. Um den irrlüchternen Schatten überall. Zuerst hört die Schwester erschrocken zu und dann lacht sie erlösend auf: «Wir haben vergessen, Ihnen zu sagen, dass wir die Wände und die Medikamentenkästchen mit den Giftzeichen in Phosphorfarbe bezeichnet haben, damit wir alles finden in der Not, wenn vielleicht kein Licht ist während der Angriffe. Bei Tag sieht man es nicht auf den weiss gestrichenen Wänden, aber nachts leuchten sie auf.»

Tibor ist noch blass, aber er lächelt: «Nun, aber den Herrgott will ich doch wieder mitnehmen, ich hab's ihm versprochen.» Und so geht er und schultert von neuem den Herrgott seiner Kindheit und Heimat und geht dem nächsten grinsenden Bahnhof zu. Die Grenze liegt hinter ihm und nun kann nichts mehr fehlschlagen. Seine Freunde warten in Wien auf ihn, bei jedem Zug vielleicht? Da steht auch schon ein Zug und siehe da, ein Waggon ganz leer. Tibor schwingt sich hinein und lässt sich auf einen Polsterbank nieder. Neben ihm steht fast lebensgrosse der Herrgott. Lange dauert sein Glück aber nicht. Der Schaffner will die Karte haben. Tibor hat keine. Er bietet ihm seine silberne Uhr an. Er lässt sie nur für eine Karte dritter Klasse gelten. Und so schultert Tibor wieder seinen Herrgott und geht um seinen Platz zu suchen. Doch alles ist überfüllt bis auf den letzten Platz. Die Leute schimpfen und schreien. Was er wohl wolle mit dem Riesengepäck. Sie hätten auch alles zurücklassen müssen und er wolle nun ihnen den letzten Hoffnungsstrahl auf Mitgenommenen nehmen. Er kann nicht hinein.

Tibor bettelt den Schaffner, er solle ihn doch im Waggon zweiter Klasse fahren lassen. Nein, der sei nur für die Besetzungsmacht reserviert, das gehe nicht. Er habe seine Pflicht und Tibor sei weder Franzose noch Engländer oder sonst von der Besetzung. Da schreit Tibor auf: «Aber mein Herrgott ist aller Nationen Herr!» Der Schaffner schreit zurück: «Zum Fenster fliegt der hinaus und dann schau du nach, oder lauf neben dem Zug her, wenn du willst!»

Tibor flieht, bettelt... und dass ich es Ihnen sa-

dürfnissen der einzelnen Kantone Rechnung getragen werden müsste. Schon diese Aktion zeigt uns, dass den Bedürfnissen unserer so grundverschiedenen «organisierten» Kantone Rechnung zu tragen das richtige ist. Dies schliesst jedoch nicht aus, dass bei einem allgemein schweizerischen Frauenwerk sich alle Kantone, gleich wie 1949, einem Werk zur Verfügung stellen können. Es muss sich auch nicht jeder Kanton jedes Jahr am «Tag der Frauenwerke» beteiligen. Die Kantone welche keine dringenden Aufgaben vor sich sehen, zu denen die Mittel fehlen, wer in der glücklichen Lage ist, die Mühsale einer Aktion auf sich nehmen zu müssen, durchzukommen, darf ruhig auf den «Tag der Frauenwerke» verzichten. Die Statuten tragen die Besonderheiten unserer demokratischen Stellung in glücklicher Weise Rechnung. Der «Tag der Frauenwerke» 1951 bildet in dieser Richtung einen ersten Versuch zum Gelingen des Werkes. Wir kennen die vielen Aktionen mit ihren Abzeichenverkäufen. Wir wissen aber auch, wie sehr die Frauen bei diesen immer mitwirkend, möge es sich um ein schweizerisches, der Allgemeinheit dienendes Werk, oder um ein Hilfswerk für andere Länder handeln. Wenn die Frauen nun einmal im Jahre an die Solidarität al-

ler Frauen für Werke, die ihnen zufallen, appellieren, und aber auch an die Männer, ist dies sicher begrifflich und wohl zu verstehen. Im September und teils noch anfangs Oktober wird eine hübsche Blume zum Kaufe angeboten werden. Sie sollte als Zeichen gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Freundschaft durch das ganze Jahr getragen werden. Der Gedanke, einen nützlichen Gegenstand zu verkaufen, wurde nach vielen Versuchen fallengelassen. Es gibt heute wenig Nützliches, das allen Käufern entsprechen würde, es wäre denn, der Verkaufsbetrag überstiege einen Franken. Bestehender Vorschriften wegen dürfte in einigen Kantonen gar kein «nützlicher» Gegenstand verkauft werden (Konkurrenzierung des Handels). Und warum nicht eine Blume in unserer trüben, unfröhlichen, sachlichen Zeit? Blumen sind Freuden spendend und Tröster. Wir freuen uns auf die blumenübersäten Städte und Dörfer im September, wenn nur noch die Herbstzeitschere unsere Matten schmücken, und vergessen darob alles, was an Mühe und Verantwortung auf uns liegt, bis der «Tag der Frauenwerke» einen zweiten glücklichen Abschluss gefunden hat.

Rosa Neuenschwander

Vom Zuhören und Weghören

Die Weisen haben es schon immer geübt und empfohlen, und das ist kein Zufall. Zuhören können ist nicht nur ein Akt der Höflichkeit unseren Mitmenschen gegenüber. Es ist weit mehr: eine wahre Kunst und eine der höchsten Übungen menschlicher Weisheit. Obwohl es nur ein passiver Vorgang zu sein scheint, gehört zum richtigen Zuhören bisweilen eine ganze Menge Aktivität.

Eine Schule der Lebenskunst zum Beispiel, müsste verschiedene Klassen zur Ausbildung in der Kunst des Zuhörens enthalten. Denn dazu gehört nämlich auch die Fähigkeit, das Gesagte auf einen richtigen Platz einzuordnen in jenem Bereich unseres Daseins, der der Anteilnahme an unserer Umwelt vorbehalten ist.

Da wäre zuerst das Zuhören, das der Lernende üben muss, die Kunst, seine Gedanken nur auf das zu konzentrieren, was der Lehrende bietet, es in sich aufzunehmen und mit schon Gewusstem zu verknüpfen. Die Neugier alle Unbekannten gegenüber, der Erkenntnisdrang und das Einordnungsvermögen bilden die Basis für das rechte Zuhörenkönnen des Lernenden. Diejenigen, die es richtig verstehen, kommen rasch vorwärts, behalten das Aufgenommene gut und gewinnen mit der Übung des konzentrierten Zuhörens zugleich einen Ausgangspunkt für eine gute Konzentrationsfähigkeit auch in anderen Fällen.

Ein anderes, ebenso wichtiges Zuhören ist das der Anteilnahme an unseren Mitmenschen, das liebevolle Eingehen auf den andern, auf seine Freuden und Leiden. Es ist am schwierigsten, wenn er sich gerade in einer seelischen Verfassung befindet, die unserer eigenen entgegengesetzt ist. Wer mag schon von heiteren Dingen hören, wenn er selber traurig ist? Es gehört wahrhaft eine grosse Kunst dazu, immer so zuzuhören, wie es von uns erwartet wird. Ein nur äusserliches, in Wirklichkeit aber desinteressiertes Zuhören hilft dem Erzähler wenig,

besonders, wenn er sich durch seine Wort Erleichterung verschaffen möchte. Welch ein Glück für ihn, wenn wir unser eigenes Ich soweit zurückzustellen und uns so in sein Wesen hineinzuversetzen vermögen, dass seine Sache zur unseren, sein Kummer zum unsrigen wird! Seine Last wird weniger drückend.

Die Stufe des Richtighörens können darf nicht vergessen werden. Da ist einer, der uns mit vielen Worten wenig von einer Sache erzählt, die ihm offenbar sehr beschäftigt. Eigentlich sollte er ganz darüber schweigen. Doch das vermag er nicht. Irgend etwas muss er unbedingt davon aussprechen. So versucht er sich hinter Worte zu verbergen. Wenn wir rasch genug hören können, was er nicht ausspricht, obwohl es ja das ist, was er loswerden möchte, hat er Glück. Denn das Heraushören können, um was es geht und von diesem Erkennen aus verstehen und raten, bedeutet die Möglichkeit der Lösung von Problemen. Diese Form ist eine der höchsten Stufen des Zuhörens. Auch hierbei wird von uns Selbstverleugung gefordert, denn nur, wenn wir ganz von unserer eigenen Person absehen, können wir uns mit unserem Gesprächspartner so identifizieren, dass wir tatsächlich herausfinden, was ihn belastet, wenn er es auch mit Worten zu verhüllen versucht. Hilfsbereitschaft, Nächstenliebe und Demut sind die Voraussetzungen zu diesem Richtighörens können, denn wir bei wirklich guten Eltern, Erziehern und Aerzten begegnen.

Bleibe noch das Zuhören, indem man «weghört» — aber dies ist nur für Leute mit Humor. Sonst ruft — bei dem Zuhörenden nämlich eine gelangweilte Miene hervor. Sie verletzt den Erzähler macht ihn unsicher und unter Umständen noch wortreicher.

Zuhören, indem man weghört — ist das kein Widerspruch in sich selbst? Im Gegenteil, es ist die kunstvolle Ueberbrückung eines uns immer wieder begegnenden Dilemmas. Um das fertigzubringen, braucht es allerdings Übung. Man kann es zu grosser Kunstfertigkeit dabei bringen. Bedenken Sie, wieviel Unnützes, Unwichtiges und Ungutes man zu hören kriegt, ganz gegen seinen Willen. Aber aus Höflichkeit muss man lauschen. Es hat schon manch einen zur Verzweiflung gebracht, und insgeheim hat er all seine gute Erziehung zum Teufel gewünscht, weil sie ihn daran hinderte, einem lästigen Schwätzer den Stuhl vor zu setzen.

Wer die Gabe des Weghörens erworben hat, bleibt vor diesen Verzweiflungen bewahrt. «Sprich dich ruhig aus», denkt er. «Du musst dich nicht beulen. Ich höre deinem Klatsch, deiner Wichtigtuerei mit dir selber bewusst nicht zu. Liebe Base, die du eine Schwatzbawie bist, dein Zorn auf Doris, und dein Gemispel über sie ist nur eine Art ausgleichender Tätigkeit, denn sie ist wirklich viel hübscher als du... dein Gerede rauscht an mir vorüber wie ein kleiner Fluss, und ich denke dabei an ganz anderes. Zum Beispiel an den Sonnenuntergang von gestern abend, an dieses uralte, immer neu erstehende Bild... Ja, du hast recht, Doris sollte weniger offensichtlich sein... an dieses Symbol erhabenen Ver-

sinkens in Nacht und Untergang, das in der Schönheit seines Leuchtens schon den morgigen Aufgang verkündet. Heine hat es einmal in leicht zynische Verse gebracht... So, du bist fürs Ballett begabt? Sehr schön... Warum hätte Heine nicht auch zynisch sein dürfen? Ist Zynismus nicht oft eine Art Narbe von Verletzungen, denen zarte Herzen ausgesetzt waren?... Von Psychologie verstehst du auch etwas? Du bist das reinste Universalgenie...»

Die Base hat sich alles vom Herzen geredet. Sie wissen nichts mehr davon. Das macht nichts, sie geht gleichwohl hochzufrieden davon und wird ihnen das nächstmal mit Vergnügen alles nochmals erzählen. In ihnen schwingt noch immer die Freude über den gestrigen Abend, ungestört durch all das Geschwätz. Welch ein Glück weghören zu können! M. B.

Bist du Samariterin?

Ein Beispiel: Fährt da eines Tages eine junge Radlerin über Land. Irgendwo in einer unübersichtlichen Kurve steht quer über die Strasse ein grosses Lastauto, umgeben von einer Menge Leute.

Bereitwillig gibt man Auskunft: Ein Mann sei per Velo im Schuss die absehbliche Strasse heruntergefahren und hier mit dem Lastwagen zusammengestoßen. Der Chauffeur habe versucht, auszuweichen, aber er sei halt auch nicht gerade langsam gefahren und da sei es eben passiert. Und jetzt liege der Mann unter dem Auto, tot natürlich.

Mit gelindem Gruseln betrachtet «man» die Beine des Toten. Der eine Fuss steht aufrecht auf der Ferse, der andere liegt seitwärts verdreht flach auf dem Boden.

Am Koffelgel des Autos, an der Stosstange, überall klebt Blut. Unsere Radlerin erschrickt zuerst. Dann aber reißt sie sich zusammen, denkt daran, dass sie seinerzeit einen Samariterkurs besucht hat und dass es nun gilt, ruhig und überlegt zu handeln.

Es geht nicht lange, so hat sie festgestellt, dass der Mann zwar arg mitgenommen, aber keineswegs tot ist.

Wann eigentlich der Unfall passiert sei, fragt sie den Nächststehenden. Fast staunt sie selber über den energischen Ton. Oh, vor ungefähr 40 Minuten. Man erwarte längst die Polizei, aber die sei natürlich nie da, wenn man sie brauche. Eine Schlampe sei das, denn selbstverständlich dürfe hier nichts berührt werden, bevor der Tatbestand aufgenommen worden sei.

«Nein», erklärt das junge Mädchen. «Der Mann lebt noch, ihm muss doch geholfen werden.»

Eine kurze Umfrage ergibt, dass bis jetzt niemand der Polizei telephoniert hat. Auch ein Arzt ist nicht angerufen worden. Es hatten alle mit Zuschauern genug zu tun, da hatte halt keiner an das Nächstliegende gedacht.

Das sei hier ausdrücklich festgehalten: Ein Schwerverletzter bleibt vierzig Minuten am Unfallort liegen, ohne dass einer der zahlreichen Zuschauer er auch nur einen Finger rührt, um ihm zu helfen! Es ist reiner Zufall, dass unsere Samariterin des Weges kam. Diesem Zufall aber verdankt der Mann das Leben.

Zuerst wird nur der Polizei Meldung gemacht, welche ihrerseits den Arzt benachrichtigt und eine Ambulanz anfordert.

Inzwischen leistet unser Meitschi die erste Hilfe. Als Arzt und Polizei eintrafen, liegt der Verunfallte bereits auf eine behelfsmässige Bahre gebettet. Das eine, offensichtlich gebrochene Bein ist fixiert, und auch sonst ist alles getan, das überhaupt getan werden konnte.

Der Arzt nimmt eine kurze Untersuchung vor. Dann wird der Verunfallte sorgfältig in den Wagen gehoben und fast lautlos entfernt sich das Auto mit dem roten Kreuz über der Windschutzscheibe.

Und jetzt nimmt der Polizist sein Büchlein aus dem Sack, um den Sachverhalt festzuhalten. Er dankt der Radlerin dafür, dass sie durch ein paar Kreidestriche die genaue Lage des liegenden Körpers auf dem Strassenbelag bezeichnet hat... Zeugen werden notiert... am Wagen eine Bremsprobe vorgenommen... und dann verlaufen sich die Leute langsam. Liebe Leserinnen! Es handelt sich hier nicht um eine aus den Fingern gesogene Gruselgeschichte. Leider nicht.

Vorfälle wie der hier geschilderte, passieren oft. Und das, trotzdem doch bald jeder Schulbuss weiss, was man bei Strassenunfällen zu tun hat. Es ist

Die Verhandlungen in Teheran zeigen keinen Fortschritt. Der Gegensatz zwischen den englischen und den persischen Vorschlägen bezieht sich hauptsächlich auf das Verkaufsmonopol des Oeles, das England für sich beansprucht. Die Perser lehnen die Gründung solcher Verkaufsgesellschaften ab, weil der Ertrag aus dem Verkauf des persischen Erdöls im vollen Umfang Persien zufließen soll. Die persische Regierung lehnt auch Kollektivverträge mit englischen Fachleuten ab, dagegen ist sie bereit Einzelverträge abzuschliessen. Ein weiterer Streitpunkt betrifft die Verteilung der Gewinne. Grossbritannien hat den Persern eine Halbierung des Reingewinns vorgeschlagen, während Persien auf 75 Prozent besteht. Die Hoffnungen auf Verständigung beider Parteien ist sehr gering.

Zur Prüfung der Frage der Demarkationslinie wurde auf Vorschlag der Delegierten der Vereinten Nationen eine Unterkommission gebildet. Trotz vier Sitzungen dieser Kommission ist bisher kein Kompromiss erzielt worden. Inzwischen haben die Kommunisten die Truppen der Vereinten Nationen beschuldigt, die neutrale Zone von Kaesong verletzt und den Tod eines chinesischen Patrouillen-Chefs verursacht zu haben. Der Vorfall wird geprüft.

Am vergangenen Sonntag haben die Vereinten Staaten der Sowjet-Union eine Note zugestellt, in der sie mitteilen, dass die Bestimmungen für den Friedensvertrag mit Japan an der Konferenz von San Francisco nicht mehr diskutiert werden. In der Note heisst es wörtlich: «Die Konferenz von San Francisco ist nicht eine Konferenz, um die Verhandlungen über die Friedensbedingungen neu zu beginnen. Die Klauseln des Friedensvertrages wurden in den intensiven multilateralen Verhandlungen ausgearbeitet, die Mitte September 1950 begannen und eine 11 Monate dauernde Friedenskonferenz bildete, aus welcher der Text vom 13. August 1951 hervorging». Die Sowjetunion habe die gleiche Gelegenheit wie die anderen Verbündeten gehabt, sich an den verschiedenen Revisionen zu beteiligen, aus denen der endgültige Text des Vertrages hervorgegangen sei.

Präsident Trumans Botschaft zum «Friedensvorschlag» Moskau

Präsident Truman hat dem Kongress die Antwort des Präsidenten des Obersten Sowjets, Schernik, auf die Resolution des Kongresses, zugestellt. In einer Botschaft, die Truman dem Kongress gleichzeitig übermittelt, wird der grösste Teil des Schreibens Scherniks und der Resolution des Obersten Sowjets als «voll von Irrtümern und Verdrehungen» bezeichnet. Präsident Truman forderte die Sowjetunion auf, ihren Friedenswunsch in Taten umzusetzen und einen Beitrag daran zu leisten, dass mit Deutschland, Oesterreich und Japan möglichst bald Friedensverträge abgeschlossen werden können.

Zusammenkunft zwischen Flegel und De Gasperi in Südtirol

Ministerpräsident De Gasperi und Bundeskanzler Flegel haben sich am 21. August auf dem Costa Longa zu einer langen Besprechung getroffen.

Die Tagung der Exil-Russen bei Stuttgart

Der letzte Premierminister Russlands, Alexander Kerenski, gab bekannt, dass nach 4 Tage dauernder Geheimkonferenz der fünf wichtigsten demokratischen Exilgruppen eine neue Organisation für den Propagandakrieg gegen das Sowjetregime gegründet worden ist. Die neue Organisation nennt sich «Rat für die Befreiung der russischen Völker». et.

dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht darum zu tun, hier Ratschläge über erste Hilfe zu erteilen. Was er will, das ist ganz einfach das: Anhand eines Beispiels beweisen, wie wichtig und notwendig es ist, dass möglichst viele Strassenbenützer als Samariter ausgebildet sind. Auch im kommenden Herbst werden überall im Lande Samariterkurse durchgeführt, die von erfahrenen Aerzten geleitet werden und wirklich wertvolles Wissen vermitteln.

Wer Lust und Laune hat, der bleibt auch nach dem Kurs dem Verein treu und hat so Gelegenheit,



ge, wer diesem wunderthätigen Herrgott etwas zu leide tut, den straft er mit dem Tode. Und er erzählt ihm die Geschichte mit den Totenköpfen, weil er den Herrgott hinten lassen wollte. Nir die Erklärung verschweigt er.

Der Mann in Uniform scheint abergläubisch und er schüttelt den Kopf: «Ja, es ist Abfahrtszeit, stell ihn hinein in die zweite Klasse und stell mir eine Bestätigung aus, dass du mir in Wien die Fahrkarte zweiter Klasse für deinen Herrgott begleichen willst. Du aber schau, wo du unterkommst!» Es ist nicht gütig gesprochen, aber Tibor strahlt und er gibt gerne die Bestätigung, dass er für seinen Herrgott eine Fahrkarte zweiter Klasse lösen wird. Eingeklebt steht er unter hundert anderen, aber sein Herrgott fährt zweiter Klasse nach Wien...

Der Schaffner schaut sich die Statue an. Eigentlich ist er Kommunist, aber sterben will er nicht, nein, noch nicht. Und hat dieser Herrgott wirklich die Kraft dazu. Er sei aller Nationen Herr. Auch Herr eines kleinen Schaffners? Ja, er weiss sogar dass er krank ist und nicht gar so lange leben wird. Aber noch nicht, nein, noch nicht! Und er beugt sich nieder, legt den Kopf auf die Polsterung der Bank und bettelt: «Wenn Du schon Herr aller Nationen bist, dann bist auch Herr über meine Krankheit, hilf mir, Herrgott, in der Not. Und der Mann bettet innig und ernst, verspricht ihm auch ein neues Leben. Und der Herrgott in der zweiten Klasse schaut still und verstehend auf ein Menschenkind. Tibor ahnt nichts von dem Zweikampf der Seele mit Gott. Er schläft stehend ein. Ein Ruck reisst ihn aus seinem Schlummer. Wien...

Draussen rufen schon einige Stimmen: «Tibor, Tibor!»

Er steht draussen und Hände strecken sich ihm entgegen, der letzte aus der Heimat! Und dann die bange Frage: «Und hast du den Herrgott aus unserer Heimatkirche nicht mitbringen können?»

«Doch, aber der Herrgott fährt zweiter Klasse nach Wien.»

Und nun holt Tibor seinen Herrgott aus der zweiten Klasse heraus. Der Schaffner reicht ihm den Schulschein und meint: «Na, zahlen brauchst ihr nichts, schliesslich ist's ja der Herrgott und kein Mensch und die Bestimmungen sagen nur, dass Menschen in der zweiten Klasse bezahlen müssen, von Gott steht nichts drin, dass er auch zahlen...»

Tibor weint, und mit ihm die Flüchtlinge aus seiner Heimat.

Helene Plant

Frauen und Mädchen aus Gotthelfs Werken

Die plastisch, lebendig wirkenden Gestalten, wie sie Gotthelf in seinen unsterblichen Werken schilderte, werden uns gerade während Trachtenfesten so recht eindringlich in Erinnerung gerufen. Vom Mädli im Schulmeister heisst es: «war schlank und hoch», und der Jakob in Anne Babi Jowäger fand: «Was eine Meitschhand für eine Gewalt hat, selbst durch eine Hablleinkutte hindurch»; denn es grasmelte ihm den Rücken auf, den Rücken ab, und im Gesicht ward es ihm so warm und im Herzen so wohl. In wahrhaft unerschöpflicher Fülle wusste Gotthelf echt weibliche Wesenszüge aus den verschiedenen Lebensstufen der Frauen zu beschreiben. Seine Dichtung zeigt keine unwirklichen Ro-

manfiguren, keine überidealisierten Schönheiten, sondern Mädchen und Frauen aus Fleisch und Blut, wie sie im Emmental lebten und noch leben! Wenn wir der Reihe nach an all die lieblichen Mädchen denken, wie Gotthelf sie als Meyeli, Aenneli, Vreneli, oder als die seltsame Magd Elsi gestaltet, müssen wir ihn als ausgezeichneten Frauenkenner betrachten. Urrichtig und herb, ohne allzu grosse Sentimentalität, mit gesundem Humor und anerkanntem Wertem Stolz benehmen sich diese jungen Mädchen ihren Liebhabern gegenüber. Sie scheuen sich nicht, unerwünschte Anträge energisch abzulehnen. Dies bewies am besten das Vreneli auf der Glunzge, das den zudringlichen Baumwöhlhändler ohne Furcht und Zittern mit einem Scheit erdaht: «Wie eine glühende Siegesgöttin stand es da mit dem Scheit in der Hand, oder wie ein Engel mit flammendem Schwert vor dem Paradies der Unschuld.» In Gotthelfs Werken ist viel vom «ledigen Leib» die Rede. Er hält auf ernste, brave Sitten. Er sagt vom Aenneli in «Geld und Geist», dass sie ihrer Liebe zu Christen erst sicher wurde, als sie ihn weinen sah, weil sie mit einem andern tanzte. Auf einem alten Emmentaler Bauernhof, wie wir ihn uns zu Jereimias Gotthelfs Zeiten vorstellen können, mochte sich übertriebene Liebesgötter nicht üblich gewesen sein. Die viel Arbeit in Haus und Feld liess wenig Zeit dazu übrig. «Die erste des Morgens und die letzte des Abends schaltete die Frau im Hause, und keine Speise kommt auf den Tisch, welche sie nicht selbst gekocht, und keine Melcher in den Schweinstöck, in die sie nicht mit blankem Arme gefahren wäre bis auf den Grund», heisst es von der Bäuerin Aenneli. Mit Bewunderung denken wir an ländliche Frauen, wie sie Gotthelf schilderte. Der Zeitgeist mag manche Änderung gebracht haben, aber er gibt es auch heute noch solche Frauen, die aus der Fülle ihrer Kraft alles geben können. Wie stark

sie dasteht, die gute Frau Vreneli, als grösste Not des Rächters, das Unl behrocht um schwere Krankheit den Mann ans Krankenlager fesselt. In unendlicher Geduld pflegt sie den Fiebernden Tag und Nacht.

Gotthelf schildert uns neben den Sonn- und die Schattenseiten. Er scheint um unduldsame Frauen zu wissen, wie die Mutter des armen Schulmeisters eine war, die ihrer Schwiegertochter Mädel das Leben zur Hölle machte. Und als die arme Schulmeisterfrau ihren Kindern zu Weihnachten keinen Lebkuchen schenken konnte, erzählte sie ihnen eine so prächtige, selbstersonene Geschichte, dass sie Lebkuchen und alles verzessen. Zum Vorbild einer Opferbringerin und Dulderin hat Gotthelf die Grossmutter Käthli gestempelt. Zu markanten Bäuerinnen formte er Lisi im «Zeitgeist» und Betti im «Knaben des Tells». Anne Babi Jowäger wirkt erdverbunden und herb, wenn auch ein guter Geist ihre Schritte lenkt. Dass der Dichter bis in die intimsten Winkel der damaligen Bauernhäuser Bescheid wusste, beweisen die charakteristisch dargestellten Mäde und Hausiererinnen, die teils komisch, teils unheimlich wirken. Dass es auch damals schon Ehefrauen gegeben hat, die an allzu spät heimkehrenden Männern keinen Gefallen fanden, geht aus mehreren Beispielen hervor. An einer Stelle heisst es: «Benz hatte sich auch wieder einmal verspätet bei lustigen Brüdern und jammerte sehr über das Gerücht, welches nun seiner warte. Da erbot sich einige, ihn zu begleiten, was ihm das rechte war. Beim Hause angekommen, ging der Kühnste allein hinein, um dem Weibe zu sagen, was Trumpf sei. Aber wie er die Stubentür aufmachte, noch ehe er ein Wort sagen konnte, empfing ihn das Weib mit einem Hagel von Ohrfeigen, dass er anfangs ganz betäubt dastand wie Lots Weib... Da kam's ihm endlich, er hätte genug, mehr nützte nichts, machte sich hin-

seine Kenntnisse zu festigen und zu erweitern. Und damit nützt er in erster Linie ja sich selbst.

In beständigem Maße mehrten sich in den letzten Jahren die Verkehrsunfälle. Es fehlt manchenorts ganz offensichtlich an der sportlichen Fairness, und das nicht etwa nur bei den «Moorsportern».

Verkehrswidriges Verhalten auf der Strasse wird in der Öffentlichkeit oft noch zu mild beurteilt. Wer durch rücksichtsloses Drauflosfahren Menschenleben gefährdet, der verdient nicht, von seinen

zukünftigen Opfern noch beinahe als Held gefeiert zu werden, bloss weil er so «rassig» fahren kann.

Durch vollen Einsatz aller Gutgesinnten wird es möglich sein, die Zahl der Verkehrsunfälle mit der Zeit herabzusetzen. Das gute Beispiel wird ansteckend wirken und ohne Zweifel Schule machen. Trotzdem bleibt natürlich die Unfallfreie Strasse ein schöner Traum und wir werden immer wieder froh sein um jegliches samaritanisches Wissen.

Darum sei zum Schlusse die Frage wiederholt: Bist Du Samariterin? E. T. B.

Was den Schweizer nicht freut

Schweizer Kühe, Schweizer Alpenmilch waren von jeher Begriffe von Weltgeltung. Was mit hochwertigen Milchprodukten zusammenhängt, wurde und wird vielfach heute noch mit der Schweiz identifiziert. Nun hat der Konkurrenzkampf auch auf diesem Gebiet Erscheinungen gezeigt, die man bedauern muss und welche deshalb im Bereich des Möglichen korrigiert werden sollten.

So haben wir vor dem Krieg wieder ausländisches Milchpulver noch fremde Kondensmilch importiert. Heute ist es so, dass diejenigen Schokoladefabriken, welche nicht über eigene Milchpulveranlagen verfügen, fast ausschliesslich fremdländisches Milchpulver verarbeiten, weil es bedeutend billiger zu stehen kommt als einheimisches. Die schweizerischen Milchpulverfabriken können aber ihre Preise nicht ermässigen, weil ihnen der Frischmilchpreis diktiert ist. Während die Lieferungen inländischer Milchpulver-Produzenten an Schokoladefabriken von rund 8100 Zentner im Jahr 1949 auf 6700 Zentner (1950) gesunken sind, steigerte sich die Menge zu Schokolade verarbeiteten ausländischen Milchpulvers gleichzeitig von 11800 Zentner auf 15800 Zentner.

Diese vom rein kommerziellen Standpunkt aus verständlichen und zwangsläufigen Zusammenhänge haben leider auch eine Täuschung des Konsumenten zur Folge; denn es ist doch wohl so, dass der Käufer von «Schweizer Milchschokolade» annimmt, diese enthalte Schweizer Milch...

Ebenso bedauerlich ist die Tatsache, dass auch in Detailgeschäften mehr und mehr ausländische Kondensmilch verkauft wird. Diese bietet zwar preisliche Vorteile, vermag oft aber qualitativ (Fettgehalt) dem einheimischen Produkt nicht standzuhalten. Wenn man weiss, wie froh wir in schwerer Zeit über unsere hochwertige Schweizer Kondensmilch waren, so ist es durchdrücklich, dass sich sogar Spezialgeschäfte — und durch sie das Käuferpublikum — vom guten hiesigen Produkt abgewandt haben.

Ein reichlich groteskes Bild: Im Lande der berühmten Schweizer Alpenmilch essen wir allenfalls Schokolade mit ausländischer Milch, während sich Ausländer dem Genuss von Schweizermilch-Schokolade hingeben, vielleicht mit Milch aus ihrem eigenen Lande... (Schweizerwoche)

Wieder Festspiele in Bayreuth

Seit dem 29. Juli geben die seit 70 Jahren traditionellen Festspiele dem sonst ein wenig verträumten hinterwälderischen Bayreuth sein Gepräge. Gegen die vorhergehenden Jahre gesehen, wird plötzlich in fieberhafter Eile wieder aufgebaut, um alle die sich anmeldenden Gäste (15000 Karten waren schon Anfang Januar ausverkauft) einigermaßen befriedigend unterbringen zu können. Das war wirklich keine kleine Aufgabe für diese zu einem Drittel zerstörte Stadt, die schon nach Kriegsende genug damit zu tun hatte, die ihr zugewiesenen 16000 Flüchtlinge, Evakuierte und ausländische Staatsangehörige unterzubringen. Dank einer vorzüglichen Organisation klappte denn auch alles tadellos und alte wie neue Gäste pilgerten — dieses Mal nicht zu Fuss — sondern im wichtigen Cadillac, wie der französische Hochkommissar François-Pomcet mit Gattin und Tochter oder im Opel-Kapitan wie der US-Oberkommissar McCloy, zum grünen Hügel sogar ein Sonderzug, der aus 7 Wagen bestehend, u. a. hohe Gäste wie Sir Kirkpatrick brachte. Und — eine Sensation für Bayreuth —: Zweimal im Tag laufen D-Zugwagen ein, denn Bayreuth liegt ein wenig abseits vom Weltverkehr, D-Züge berühren es sonst nicht. Viele hundert Autos fahren jetzt in den Abendstunden täglich auf den sonst so stillen grünen Hügel, denen Verehrer Wagnerischer Musik entgegen, um seine Opern in der vollendeten Klangreinheit zu hören, die nur hier in Bayreuth im Festspielhaus möglich ist, das Wagner selbst vor 75 Jahren mit grossen finanziellen Opfern zu einem einzigartigen Tempel der Akustik erbaute. Der Dreiklang Bühne, gedeckter Orchesterraum und holzgedeckter Zuschauerraum gibt wohl die Voraussetzung für die hier nur mögliche einzigartige klarschöne Wieder-

gabe seiner Opern. Nicht wenig trägt allerdings auch die Auslese der Künsterschaft dazu bei, die stets aus den besten deutschen und ausländischen Kräften besteht. Das Erfreuliche und Neue daran ist, dass man diesmal viel begabte Jugend an die alte Tradition herangefahren hat.

Furtwängler eröffnete die Festspiele mit der IX. Symphonie Beethovens. Sie wurde wohl deshalb als Auftakt aussersehen, weil sie schon bei der Grundsteinlegung des Festspielhauses vor 75 Jahren den feierlichen Prolog zum Feste bildete. In nie versagender Spannkraft führte Furtwängler Orchester und Chor in feinsinnig gestaltetem Wechselspiel zu unerhörten Ausdruckssteigerungen. Das Publikum dankte mit nicht endenwollendem Applaus. Prof. Knappertsbusch, der den Ring-Zyklus dirigierte, übertraf alle Erwartungen. Unter seinem Taktstock floss die erhabene Musik «Parsifals» zu einer gewaltigen Symphonie von sphärischer Klarheit wie zu einem Monument zusammen. In Herbert von Karajan fanden die «Meistersinger» einen Interpreten, wie gerade sie ihn nicht besser hätten finden können. Unter seiner feinnervigen Hand wirkte die Musik als belebendes Element zum Bühnenbild, nicht zu aufdringlich, doch bewusst, gleichmässig sicher und Ruhe fördernd.

Die Neueninszenierung Wieland Wagners wird von der Kritik allgemein gut aufgenommen, nur der schwärmerische Durchschnittswagnerianer und die alten Bayreuther wollen ihre gewohnte Romantik nicht missen, können sich schwer von Erinnerungen und Gewohnheiten lösen. Wer neueste Richtungen durchaus nicht schroff verneint und Wertvolles überall herauszufühlen vermag, kann die «moderne» Form Wieland Wagners nicht ablehnen.

Diejenigen, die die ersten Festspiele unter Richard Wagner selbst erlebt haben, betonen die grandiose Einfachheit dieser Aufführungen. Die üblichen Bühneneffekte kamen ja erst dann dazu, als die Zeit zum Beispiel auch den reinen Stilen der bildenden Kunst ihre «Effekte» aufdrückte. Das Geistige der Idee ist das Bleibende. Es ist nicht nur Zeitgeist und Modelaune, wenn wir in die Zeit einfacherer Formen mit Sehnsucht zurückblicken; innere Beziehungen drängen dazu, die Zeit und ihre Notwendigkeiten drängen vorwärts. Es ist ein Wertmesser der Zeit, wenn sich Sinn und Geist herauskristallisieren wollen aus dem Ballast, den ihnen eine vergangene Epoche angehängt hat. Wer jung ist und jung leben will, wird durch Klarheit und

Sachlichkeit, durch Licht und Farbe sicherlich mehr beglückt sein, als durch eine überlieferte Romantik, die nicht mehr in unsere Zeit passt. Die Entscheidung, was richtig ist, wird nicht durch lange Palaver erbracht, sondern durch schöpferisches Gestalten. Bei Vereinfachungen des Bühnengeschehens, der Formen, lässt sich die Musik viel intensiver erleben. Ob mit oder ohne Brimborium, Gottfried Keller hat es einmal wieder erfasst, als er an einen Freund schrieb:

«Wenn Sie Gelegenheit finden, Wagners Nibelungen-Trilogie zu lesen, so tun Sie es. Sie werden finden, dass eine gewaltige Poesie, urdeutsch, aber von antik-tragischem Geist geläutert, darin webt. Auch ist er sicher ein Poet, denn seine Nibelungen-Trilogie enthält einen Schatz ursprünglicher Poesie im Text. Sein neues Opernbuch ist eine glühend und blutvolle Dichtung an sich schon und hat einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht, als alle anderen poetischen Bücher, die ich seit langem gelesen.»

Bayreuth hat nun seine «grosse Zeit» bald wieder hinter sich und hofft, dass dieses internationale Steldichein der Festspiele auch im nächsten Jahr wieder viele Ausländer nach Bayreuth bringt, denn Kunst ist die verbindende Seele der Menschheit über alle Konflikte hinaus. K.

Die «böse Stiefmutter»

Sind wirklich nur die Märcchen der Gebrüder Grimm daran schuld, dass sie zum stehenden Begriff geworden ist? Und gibt es gar keine «bösen Stiefväter»? Und müssen Stiefkinder wirklich unbedingt unglückliche Würmer sein?

Das alles fragte ich mich verzweifelt, als Werner und ich heirateten; ich habe mit dieser Ehe, wie man so schön sagt, zwei Kinder «angetreten», ein achtjähriges Mädchen und einen elfjährigen Bub aus Wagners geschiedener Ehe; das Gerücht hatte dem Vater die Kinder zur Erziehung zugesprochen, die Mutter konnte die beiden Kinder wohl regelmässig sehen, hatte aber kein Mitspracherecht bei ihrer Erziehung. Immerhin waren Fritz und Yvonne bis zu Wagners Wiederverheiratung von ihm den Grosseltern mütterlicherseits überlassen worden; die alten Leute hatten gehofft, die Enkel ganz behalten zu können und hatten in ihrer Enttäuschung den Kindern schreckliche Dinge über die «böse Stiefmutter», der sie nie nun «ausliefern» müssten, erzählt; zudem hatten die Beiden natürlich bei den Grosseltern getrieben, was sie wollten, denn weder der Grossvater noch die Grossmutter waren ihren jugendlichen Tatendrang gewachsen. Sie assen nur, was sie mochten, gingen zu Bett, wann es ihnen passte und gehorchten kein Wort. Dass sie die elterliche Autorität von Werner und, ganz besonders, von mir, als hart und ungerecht empfanden, war klar.

Mein Mann und ich wussten, dass es nicht leicht sein würde; aber wir wussten auch, dass ein glückliches Familienleben nur dann möglich sein werde, wenn wir das Vertrauen und die Liebe der Beiden gewinnen konnten. Härte würde mehr schaden als nützen, wir mussten behutsam vorgehen. So begehrte der Grossvater nach dem Einsetzen dem ihren nicht mit Strafen und strikten Verboten, sondern so, dass wir ruhig mit den Kindern sprachen und sie bei ihrem Stolz und ihrer Vernunft zu fassen trachteten.

Anfänglich setzten Fritz und Yvonne jeder meiner Anordnungen sturen Trotz entgegen — falls Werner nicht dabei war; kam er dann nach Hause, so rannten sie zu ihm und versuchten, von ihm Nachgeben und Umstossen meiner Befehle zu erreichen. Werner hörte sie an, ohne je aus der Ruhe zu kommen, und zeigte ihnen dann, warum und wozu ich mir nicht anders gemandelt hatte; auf diese Art legte er die meisten Konflikte scheinbar beiläufig bei, ohne dass in den Kindern Trotz oder das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, Fuss fasste. Sie sahen ein, dass ihr Vater und ich einzig waren in allem, wo es um die Wahrung der Autorität ging. — Wir vermieden es auch streng, die Mutter der Kinder oder die Grosseltern herabzusetzen oder zu kritisieren. Wiederholten sie uns irgendeine abfällige Aeusserung, die die Mutter bei einem Besuch zu ihnen gemacht hatte über ein Kleid Yvones oder irgendeine Anordnung, die ich getroffen hatte, so unterliessen wir jede Antwort darauf. Es durfte nicht sein, dass die Kinder Partei nehmen mussten, sie sollten nicht beeinflusst werden von beiden Seiten.

Wir ermutigten sie von Anfang an, ihre Schulkameraden und Freunde nach Hause zu bringen; auf diese Art lernten wir Fritz und Yvonne, ihre Interessen und ihr ganzes Tun und Treiben, viel leichter kennen, als wenn wir sie nicht beobachtet hätten im Umgang mit ihren Altersgenossen. Wir machten Sonntags Ausflüge mit Picknicks, oder wir

gingen alle miteinander baden im Sommer, oder Werner nahm Fritz mit in die Autoausstellung.

Natürlich brauchte die Entwicklung zum glücklichen Familienleben viel Zeit und manchmal auch Geduld und Selbstbeherrschung; ich gebe zu, dass ich oft entnützt war. Aber Schritt für Schritt verschwanden die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich anfangs wie unüberwindliche Berge vor uns aufgetürmt hatten. Und als mich die Kinder zum ersten Mal freiwillig «Mutter nannten, weilte ich fast vor Glück.

Heute sind wir eine «normale» Familie, die zärtlich aneinander hängt und in der jeder einzelne weiss, dass er sich auf den andern verlassen kann.

Die Bergeller Dichterin Silvia Andrea

1840—1950

Graubünden, das Land der 150 Täler, ist uns ein offensichtlich Beispiel dafür, wie eine Landschaft seelisch und geistig auf ihre Bewohner abfärbt. Je abgeschlossener und ausdrucksvoller eine Gegend ist, desto mehr verwächst der Mensch mit ihr; sein Empfinden und sein Handeln wird ein Unisono mit dem Walten und dem Geschehen in der ihr umgebenden Natur. Die wuchtigen, kantigen Bergketten Rätians mit ihren grauen Felswänden, steilaufragenden Zacken und Zinken, geben der Landschaft etwas Ernstes. Duster muten die dunklen Wälder und tiefen Schluchten an; lieblich leuchten die tiefblauen Bergseen; fast scheu liegt über allem das kristallene Wasser von Firn und Gletscher. Einsamkeit und stille Grösse sind die Symbologie. Bangigkeit und Sorge erfüllen andererseits das menschliche Herz, wenn die entfesselten Naturgewalten toben, die verheerenden Lawinen oder wilden Bergböhe.

Wie sehr sich die Bergeller Dichterin Silvia Andrea ihr Leben lang mit ihrer Wahlheimat verbunden fühlte, zeigt die ergreifende Schilderung der 88jährigen über die durch einen gefährlichen Föhn-Einbruch verursachte Hochwasserkatastrophe vom September 1927. Mit wehem Herzen gibt sie ein lebendiges Bild vom furchtbar wütenden Element des Talflusses, der Maira; schildert den Verlauf der Katastrophe und die verworfene, aber doch ruhige Gemütsverfassung der Menschen in ihrer einfachen, aber eindringlichen Sprache berichtet sie im besonderen über die Schreckenstage ihres eigenen Dorfes, des Grenzortes Castasegna und erwähnt unter anderem, wie sie zusehen musste, wie ihr einziges Aeckerlein, die Liebhabelei ihrer alten Tage, das ihr im Sommer Johannisbeeren und Spargeln geschenkt hatte und jetzt im Herbst Bohnen und Kartoffeln zu geben versprochen, von den tobenden Wassern überflutet und weggespült wurde. Mit diesem Zeitungsbericht legte die müde Grels in die Feder beiseite, erreichte aber noch in stiller Zurückgezogenheit das patriarchalische Alter von 95 Jahren und starb am 4. März 1950.

Das Leben und die Werke Silvia Andreas haben nach aussen hin keine grossen Wellen geworfen. Durch ihre einfache, ehrliche Art wurde sie im wahren Sinne des Wortes eine volkstümliche Schriftstellerin. Sie verlor die richtigen Ton für die Bevölkerung zu finden, der sie entstammte und so fanden ihre Bücher Eingang in fast alle Bünderbüchereien und -herzen.

Silvia Andrea (Johanna Garbal-Gredig) war gebürtig Engadinlerin und wurde am 22. März 1840 im stillen Dorf Zuoz geboren. Ihre Muttersprache war demnach das Romanische. Die elementaren Begriffe der deutschen Sprache brachte ihr der Vater, welcher als Lehrer amtierte, bei. In Chur vervollkommnete sie später in einem Töchterinstitut ihre deutschen Sprachkenntnisse. Sie empfand von Anfang an für die neue Sprache grosse Sympathie, so dass diese in der Folge zur eigentlichen Muttersprache wurde, in der sie alle ihre Werke schrieb.

Schon in jungen Jahren lernte sie ihren zukünftigen Gatten, einen Beamten der Zollverwaltung, kennen und verheiratete nun das Engadin mit dem Grenzort Castasegna im Bergell, das sie für ihr ganzes späteres Leben, beinahe 75 Jahre festhielt. Hier erfüllte sie in erster Linie ihre neuen Pflichten als Gattin und Mutter. Vom hochgelegenen Engadin sah sie sich nun in südliche Regionen versetzt, wo die Edelkastanie wächst und die Trauben reifen. Hier an der Schwelle Italiens nahm sie mit

Pic-Fein
Kochfett
soll's sein!!

aus und sagte: «Jetzt, Benz, kannst ungesorgt hinein; das nächste Mal kannst wieder selber voran.» H. P. K. in «Wochezeitung».

Die Arbeitsbienen

Zehn Jahre sind sie schon in der Firma, die beiden. Die eine macht die Spedition, die andere besorgt die Buchhaltung. Beide haben Familie; die Spedition eine alte gelähmte Mutter, die Buchhaltung drei schulpflichtige Kinder. Fremde Leute kümmern sich um Gotteslohn um sie, denn die Mutter muss arbeiten.

Sie sind Mitte vierzig, grau, müde Geschöpfe, verschüchtert und schweigsam. Seit zehn Jahren besorgen sie den grössten Teil der Arbeit, sind die ersten am Morgen, die letzten am Abend. Die Firma floriert. Der Chef kann sich auf seine zwei Arbeitsbienen verlassen. Viermal im Jahr fährt er mit seiner hübschen jungen Frau in die Ferien und schickt den beiden dann immer eine schöne bunte Karte, auf der man das blaue Meer und Palmen sieht oder den berühmten Winterkurort mit dem Hotelpalast, in dem er abgestiegen ist. Die beiden Frauen betrachten gerührt das Bild und heften es mit Reissnägeln über ihren Arbeitsplatz. Er hat an sie gedacht! «Ist ein guter Chef.

Wenn die Buchhalterin Ende Monats die Checks für die Lieferanten ausfüllt und mit dem fünfstelligen Ergebnis zum Chef kommt, jammert er. So viel Geld... Man muss abbauen, entlassen, junge, billige Kräfte einstellen...

Der Frau winken die Knie. Ihre Kinder! Was soll aus ihnen werden, wenn sie die Stelle verliert? Sie findet mit ihren 44 Jahren kein andere.

Und indes der Chef mit der schweren Füllfeder die Checks unterschreibt, schleicht sie hinaus, an

ihren Arbeitsplatz zurück. Und nimmt sich vor, künftig noch mehr zu arbeiten, noch mehr Überstunden gratis zu machen, noch unentbehrlicher zu werden... (Aus «Volksrecht»)

Abbruch

Drüben in der Zettgasse hat der Fortschritt der Zeit seinen Fuss auf ein altes Haus gesetzt, womit dessen Schicksal besiegelt war. Meist muss ja etwas aus älteren Tagen noch Bestehendes fallen, wenn der Fortschritt seinen Weg an ihm vorbeizieht. Darum wird das alte Haus abgerissen. Eigentlich war es noch ein rechtes Haus, nicht baufällig, und wenn seine Fassade auch nicht weissblitzend in die Zettgasse leuchtete, so war sie bei aller grauen Unscheinbarkeit doch ordentlich. Aber dieses Haus hatte nur zwei Stockwerke, das ist heutzutage, wo man hoch hinaus will, viel zu wenig. Zudem war um das Haus ein kleiner Garten. Welch eine Platzverschwendung!

Wir reissen die alte Hütte ab und bauen ein sechsstöckiges grosses Haus an ihre Stelle», sagte der Fortschritt. «Garten braucht es keinen. Blumenkästen an den Fenstern genügen vollkommen. Man muss ein Grundstück soviel wie möglich ausnützen, nicht wahr, ich habe doch Recht?»

Wer könnte dem Fortschritt widerstehen? So kamen also einige Arbeiter, räumten das Dach weg, die Türen und Fenster und was noch verwendbar war von der Inneneinrichtung. Am nächsten Tag kam ein Bagger angerastet, nahm Aufstellung im zertrampelten Garten, lud einen dicken Balken in seinen Korb und rampte innert zwei Stunden sämtliche Mauern und Wände des alten Hauses ein, beförderte sie als formlosen staubigen Schutt in grosse Lastwagen, und morgen wird man mit der Ausbeute des Neubaus beginnen.

Neben diesem zum Tod verurteilten und bereits hingerichteten Haus steht noch ein anderes. Es ist ebenso recht und unsicher, ebenfalls von einem Gärtchen umrahmt und bewohnt von einem alten Ehepaar. Der Fortschritt hätte auch gerne auf dieses Haus seine Hand gelegt. Aber die alten Leute widersetzten sich. Ich habe sie heute beobachtet, wie sie am Gartentor standen und der Zertrümmerung ihres lieben alten Nachbarhauses zuschauten.

In den Augen der Frau standen Tränen, während ihr Mann mit zusammengedrückten Lippen und einer grossen Angst im Blick den Stössen des Baggers folgte, als dächte er: Werde ich mich davor bewahren können? Was soll ich tun gegen diese Riesenschere des Fortschritts? Wozu habe ich mein Haus gebaut und ein Leben lang gehütet? Darf man es einfach so in paar Stunden wegriemen, als sei es ein lästiges Gerümpel? Es ist eine schlechte Zeit, die solches tut, die das alt Ueberkommene nicht mehr achtet!

Lange stand ich und beobachtete die beiden Alten, von schweren Gedanken bedrängt. Was hätte man ihnen Tröstliches sagen sollen? «Es wird ein besseres Haus errichtet, das vielen Menschen nützlich ist. Man muss an die Allgemeinheit denken.» Wäre das ein Trost? Kaum, denn das Verlassen der Bühne der Welt ist immer schwer. Ich wusste keine tröstliche Lösung.

Und doch gab es eine: die alte Frau nahm auf einmal ihren Mann bei der Hand und führte ihn zurück in den Garten zum Brunnen vor der Haustüre. Lass uns jetzt das Brunnenmüchlein abschöpfen, wie wir es gestern schon wollten. Es ist das Beste, was wir tun können. Sie machten sich an die Arbeit und taten ihr kleines Werk mit aller Sorgfalt, als gäbe es keine Bedrohung seines Fortbestehens. — War es nicht Thorheit inmitten eines

grossen Abbruchs ein Mauerlein auszubessern? Ich glaube, es war Klugheit. Denn das für den Augenblick Notwendige tun, unterstützt um beängstigende künftige Möglichkeiten, ist klug — mehr, es ist weise. Im Bewusstsein, dass jedes Menschenwerk nicht für die Ewigkeit Bestand hat, das einem Zugemessen tun, für diesen einen Lebensstap mutig seine Aufgabe erfüllen, bedeutet kluge Bescheldung, Wissen um die Grenzen unseres Tuns. M. B.

Sie Freude!

Sie Freude und du wirst dich auf deine Ernte freuen können. Zudem bereicherst du dich selbst, weil Schenken beglückender ist als Nehmen. Welch eine Belohnung, wenn uns Kinderaugen so dankbar anleuchten, das ganze Glück ihres beschenken Kinderherzens überflutet uns. Oder ein Wort des Dankes, wenn wir in tiefster Not jemandem geholfen haben, damit eine Freude sein Dasein erhalte, wie wärmt uns da die Freude, die wir freiwillig säen. Hier ist es ein Buch, das ersehnt wird, dort ein Blumengruss, der ein einsames Herz beglückt. Doch auch nur gute Worte der Aufmunterung, Blicke des Verstehens oder auch nur das geduldige, einem klagenden Herzen Zuhören, bedeuten für viele eine Freude, mehr als wir vielleicht ahnen können. Selbst ein freundliches Nicken oder gar ein Lächeln im rechten Moment, kann zur Saat der Freude werden. Die kleinen Freuden sind wie Blumen, so vielfältig und wundersam duftend, die wir überall auf unseren Lebensweg austreuen können. Darum säet wo ihr könnt Freude und nochmals Freude, damit euer Blumengarten herrliche Blumen euch schenke.

L. Phenn

ihren feinen Beobachtungsgabe die Gegensätze der verschiedenen Charaktere, die sich hier berühren, wahr. Auf ihrer Seite die solide, bodenständige Schwätzerart, auf der andern Seite das sorglose, unbekümmerte Volksleben der Italiener.

In der Abgeschlossenheit des Bergells wurden der wissenschaftlichen jungen Frau ihre Bücher die besten Gesellschafter. Zusammen mit ihrem Mann las sie die deutschen und italienischen Klassiker. Ihre besondere Vorliebe galt Schiller. Der Rhythmus und die edle Sprache seiner Gedichte begeisterten sie derart, dass sie den Drang in sich spürte, selbst etwas zu schaffen und es entstand in der Folge ihr erstes Gedicht, das sie Lied nannte und später in einem Roman Verwendung fand. — Was unsere Generation auf der Schulbank lernt, eignete sich die Bergeller Dichterin erst in reifen Jahren an. Sie befasste sich mit Geschichte, vorab mit der ihrer engsten Heimat, die des alten Rhätens und des Kantons Graubünden. Von den wechselvollen Bildern, die sich vor ihrem geistigen Auge abrollten, wurde sie tief beeindruckt und regte sie zugleich zu einigen Erzählungen aus den verschiedenen Epochen an, die in Zeitschriften publiziert wurden. Sie gab sich jedoch nicht zufrieden mit Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, die rasch beseitigt werden. Bücher wollte sie schreiben, die schön eingebunden auf dem Büchergestell stehen und immer wieder gelesen würden. Eine gewisse Scheu hielt sie davor zurück, einen Verleger zu suchen und so gab sie ihre Erzählungen aus Graubündens Vergangenheit im Selbstverlag heraus. Silvia Andrea erntete damit ihren ersten persönlichen Erfolg. Eine Novelle fand trotz der günstigen Beurteilung des strengen Kritikers J. V. Widmann beim Publikum keinen Anklang. Das gleiche Schicksal erlebte eine historische Erzählung «Wilhelm Tell», welche die Dichterin zur 600-Jahrfeier der Eidgenossenschaft im Jahre 1891 verfasste. «Die Schweizer haben ihren grossen Wilhelm Tell von Schiller und wollen keinen kleineren daneben haben», schrieb Silvia Andrea, welches Pseudonym sie für ihre literarischen Arbeiten gewählt hatte, in ihren Aufzeichnungen. Waren ihre Erzählungen «Die Rhätlerin» und «Ein Apostel», noch in einem deutschen Verlag erschienen, so kamen nun die weiteren Bücher bei Huber & Co. in Frauenfeld heraus.

Zu den bekanntesten Werken, die Silvia Andrea geschrieben hat, gehören ihre landschaftlichen und geschichtlichen Schilderungen des Bergells, die sie im Auftrage der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bergells bearbeitete. «Ich schrieb das Büchlein mit dem Herzen» sagt sie selbst schlicht darüber und tatsächlich bedeutet es auch heute noch einen wertvollen Führer für den besinnlichen Wanderer und den Freund dieses hochromantischen Bergtales.

Ihr reifstes Buch ist der geschichtliche Roman «Violanta Prevosti», das den Leser in die unglücklichen Bündner Wirren des 17. Jahrhunderts zurückführt. Im Mittelpunkt des Geschehens steht eine amnütige und tapfere Frauengestalt aus Viccosoprano. Dieser Roman fand einen aufnahmefreudigen Leserkreis und es blieb wie beim «Das Bergell» nicht bei der ersten Auflage. Als einziges Werk Silvia Andrea wurde es auch in die italienische Sprache übersetzt.

Der Ausspruch, dass der Prophet im eigenen Lande nichts gilt, trifft auf Silvia Andrea nicht zu. So veranstaltete die Neue Helvetische Gesellschaft Chur zu ihren Lebzeiten einen literarischen Abend zu ihren Ehren. Der 90. Geburtstag der Dichterin bedeutete für das ganze Dorf Castasegna ein Fest, wobei Ansprachen gehalten und ihr sogar ein Gedicht gewidmet wurden. Eine entsprechende Würdigung erschien auch im Almanacco del Grigioni. Im stättlichen dreibändigen Werk «Schweizer Frauen der Tat» ist auch sie unter die dort geehrten Schweizerinnen eingereicht worden.

Marta Dorf



Ritter Georg. Von Marga Markwaidler, im Artemis-Verlag 3. Auflage.

Die Verfasserin des köstlichen Buches «Lieber Peter» hat in dieser in Mittelschulkreisen spielenden Erzählung einen Entwicklungsroman geschaffen, in dem die schwärmerische Verehrung einer Gymnasialin für einen Lehrer das Leitmotiv abgibt. Der reife, viel ältere und überdies nicht unglücklich verheiratete Mann wehrt sich heldenhaft auch seinerseits gegen die in ihm zur Liebe gesteigerten Sympathie für die begabte und originelle Schülerin, bis dann nach langen und schweren Kämpfen der Tod der Ehefrau den beiden noch den Weg zum Glück freigibt.

Als Roman für die reifere Jugend hat diese spannende psychologisch richtig geschaute Liebesgeschichte neben allem sie kennzeichnenden hohen Ethos sicher auch Gefahren für junge unreife Leserinnen, die in diesem Alter meistens den ersten Ansturm der Liebe erleben. Den Eltern aber, vorab den Müttern, die oft so unsagbar abseits der Jugendstürme ihrer Kinder während deren höheren Schul- und Studienjahre dahingleben, könnte er da und dort die Augen öffnen über die Erlebnisse dieser Sturm- und Drangperioden.

Dagmar der Wildfang, von Estrid Ott. Albert-Müller-Verlag AG, Rüschlikon-Zürich.

Dass Estrid Ott die Jugend, besonders die reifere, gut kennt, hat sie schon in vielen Erzählungen bewiesen. In Dagmar schenkt sie Jungen und Alten ein köstlich humorvolles Buch, schildert ein junges Mädchen, Tochter einer berühmten Sängerin, selber begabte Pianistin, die durch Zufall, so quasi als Lükenbüsslerin mit der Mutter als Begleiterin auf eine Tournee geht. Als deren sogenannte jüngere Schwester verübt sie neben den grossen Ansprüchen, welche die Kunst, die mitgenommen und zu

erfüllenden Aufgaben, denn sie soll erst ihr Gymnasium fertig machen, ehe sie die Künstler-Laufbahn beschreiten darf — eine Menge toller Streiche; diese sind harmlos, richten im allgemeinen nicht viel Dummes an, und ergötzen mit ihrem Witz und Jugendübermut ihrer Umgebung, welche das begabte grosse Kind liebt. Dass auf dieser, ihr Alter eigentlich übersteigende Künstlertrübsinn ihr neben allerlei Originellem auch noch die Liebe über den Weg, durch Dänemarks hohen Schnee in den Weg läuft, wie eine glückselige Anzahlung für später geht sich in einer Geschichte für reifere Mädchen — besonders wenn die Schule und das Studium doch zuerst bewältigt werden muss.

Zürcher Alkoholikerfürsorge

Die Zürcher Fürsorgestelle für Alkoholkranke schreibt in ihrem jüngst erschienenen Jahresbericht pro 1950, dass sie seit drei Jahren eine fast unveränderte Anzahl von rund 2000 Schützlingsfällen gezählt hat. Davon waren rund 89 Prozent Männer, 11 Prozent Frauen. — Wie die Fürsorgestelle erläutert, bilden die ihr gemeldeten Fälle nur eine Mindestzahl aller Alkoholkranken, da man ihr lange nicht alle Fälle melde, die der Betreuung bedürften.

Heidelbeeren-Aktion im Oberhasli

Die Volkswirtschaftskammer des Berner Oberlandes macht darauf aufmerksam, dass laut Meldung der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Meringen die Heidelbeeren-Lieferungen infolge der zu grossen Nachfrage und des unbeständigen Wetters eine Verzögerung erfahren haben. Die Ernte beginnt dieses Jahr später und hat noch nicht voll eingesetzt, so dass sich die werten Besteller noch etwas gedulden mögen. Sie können versichert sein, dass die bisher eingegangenen Bestellungen ausgeführt werden. Weitere Bestellungen werden indessen keine mehr entgegengenommen.

Jetzt nicht vergessen!

Wer einen Garten besitzt, sollte nicht vergessen, dass die vielen Gartenabfälle, wie Kartoffelstauden, Blätter aller Art usw. kompostiert werden sollen.

Am besten werden diese Abfälle an freier Luft (also nicht in einer Grube), wenn möglich im verschleppbaren Kompostrahmen kompostiert. Jede Schicht von 10—15 Zentimeter wird tüchtig gewässert und mit einem Kompostierungsmittel überstreut, damit die Verrottung rasch, geruchlos und ohne Verluste vor sich geht. Mit Vorteil verwendet man den albewährten Composto Lonza, auf jede Schicht 400—600 Gramm pro Quadratmeter. Solcher Kompost enthält eine grosse Menge Humus, der dem Pflanzler billiger zu stehen kommt, als wenn er letzteren im Sack kaufen muss. Die bodenlockernden und wachstumsfördernden Eigenschaften von gutem Kompost werden mehr und mehr geschätzt.

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.



Veranstaltungen

Bernischer Frauenbund. Oeffentliche Orientierung.
Thema: Der Berner Markt einmal anders gesehen. Dienstag, 28. August 1951, 20 Uhr, Vereinssaal Zeughausgasse 39, Bern.

Radiosendungen für die Frauen

26. August bis 1. September 1951
Den «Töchtern Evas» ist die Sendung am Montag, 27. August um 14.00 Uhr gewidmet, mit den Beiträgen: «Wintermode in den Hundstagen» (Adele Althaus berichtet aus Paris) und «Ein Pariser Modephotograph erzählt von seiner Arbeit». — Donnerstag, 30. August wird um 14.00 Uhr die Sendung «Notiers und probiers» geboten («Das Allerlei» — Das Donnerstagsrezept). — Was möchten Sie wissen? — Die drei Wünsche!). Um 16.15 Uhr folgt die erste Plauderei von Marcel Golff in der Reihe: «Blumen als Schmuck der Erde». — Die «halbe Stunde der Frau» am Freitag, 31. August um 14.00 Uhr gliedert sich in zwei Teile: Zuerst spricht der Lehrer Hans Fürst über ein Thema, das alle Erzieher angeht: «Wofür sollen denn die Kinder dankbar sein?». Abschliessend berichtet Annemarie Schwyter von «Juanita» oder «Von den Freiheiten der iberischen Frau».

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, abwesend.

Vertretung: Frau E. von Arx, im Stückler 15, Zürich 48, Tel. (051) 52 53 79

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägeli, Trossstrasse 28, Winterthur

Composto Lonza
aus Gartenabfällen, Laub, Torf, Trester etc.
LENZA A. B. BASEL

Sie reicht für alle, die BÜGELFLASCHE
... und ist im Preis erstaunlich vorteilhaft:
2 Dosi kosten weniger als 15 Reppen

VIVI-KOLA
das gezuckerte Tafelwasser aus der Schweizer Mineralquelle

HENNIEZ
das unerreichte Mineralwasser

ROXY
GRAPE FRUIT

Hotzli
die beliebtesten Spezial-Eierteigwaren

PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A. G. WILA

GIGER-MISCHUNG
Der Kaffee für jeden Haushalt!

HANS GIGER & CO. BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergsstrasse 3 Tel 227 38

MÖRCELLI
Spezial-Eierteigwaren
ZÜRICH 6049 TEL. 519107

90 0/0

aller Einkäufe besorgt die Frau. Mit Inseraten im «Frauenblatt», das in der ganzen Schweiz, von Frauen jeden Standes gelesen wird, erreicht der Inserent höchsten Nutzeffekt seiner Reklame

Wohnheim für berufstätige Frauen mit alkoholfreiem Restaurant sucht auf 1. Oktober oder November:

Tüchtige Vorsteherin
mit langjähriger Praxis in der Leitung alkoholfreier Betriebe.

Zweite Vorsteherin
für Bureau, Hausdienst, Verkehr mit Pensionärinnen und Hotelgästen
erfahrene Hausbeamtin für Küche und Oekonomat
Schriftliche Offerten mit Zeugnissen und Photo an das Sekretariat der «Pergola», Bundesgasse 24, Bern

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützenstrasse 7
Telephon 23 47 70

Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

SCHAFFHAUSER WOLLE

METTLER FADEN AUS BORSCHACH

UHB

Der heimelige
Teerbaum
Marktgasse 18

Gipfelstube
W. BEATTICH, SOHN
ZÜRICH

INNENDEKORATION

Tapeten Spöri

Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 65 60

Ernst

„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstrasse 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstrasse 212 Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Fest-Raum Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstrasse 18 Tel. 28 78 44
Innersitätstrasse 87 Tel. 28 20 58

Unterstützt das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in seinem unermüdlenden Kampfe für Recht und Menschlichkeit!

Sammlung 1.-25. September 1951

Wie Ski ohne Bindung, denk daran, ist ein Frühstück ohne Hacosan!

Die Haco-Gesellschaft AG., Gümliigen, stellt dieses bewährte Nähr- und Kräftigungsmittel seit über 23 Jahren her. Grosse Büchse 500 g zu Fr. 5.30 überall erhältlich.